



CRASHKURS IN DISZIPLINÄRER
SELBSTBEOBACHTUNG
BERNHARD JUSSSEN

Bernhard Jussen, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Bielefeld, Studium der Geschichte, Theologie und Philosophie in München und Münster, Promotion 1988 in Münster, Wissenschaftlicher Referent am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen 1988–2001, Habilitation 1999, Gastprofessur an der University of Michigan, Ann Arbor 1994, Stipendien an der École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris, der Maison des Sciences de l'Homme, Paris, dem Wolfson College, Oxford. Zuletzt publizierte Monografien: *Spiritual Kinship as Social Practice: Godparenthood and Adoption in the Early Middle Ages* (2000). *Der Name der Witwe: Erkundungen zur Semantik der mittelalterlichen Bußkultur* (2000). Zuletzt herausgegebene Publikationen: *Signal: Christian Boltanski* (2004). *Negotiating the Gift: Pre-Modern Figurations of Exchange*, mit Gadi Algazi und Valentin Groebner (2003). *Liebig's Sammelbilder. Vollständige Ausgabe der Serien 1 bis 1138* (2002). *Ordering Medieval Society: Perspectives on Intellectual and Practical Modes of Shaping Social Relations* (2000). – Adresse: Fakultät für Geschichte und Philosophie, Universität Bielefeld, Postfach 10 01 31, 33615 Bielefeld.

1. Natürlich habe ich erwartet, dass geistes- und naturwissenschaftliche Kollegen sehr verschiedene disziplinäre Kulturen pflegen. Und die Erwartungen wurden schnell bestätigt. Es war insbesondere im Dienstagskolloquium Woche für Woche lehrreich, die disziplinspezifischen Selbststilisierungen der Vortragenden wie der Diskutierenden wahrzunehmen. Ich erinnere mich zunächst an den regelmäßigen kokett ablehnenden Umgang vieler Geisteswissenschaftler mit jenen (von mir durchaus geschätzten) neomodischen Projektionsmaschinen, mit denen Naturwissenschaftler ihre Vorträge zu begleiten pflegen (oder

umgekehrt). Ich fand die Sicherheit durchaus beeindruckend, mit der sie im weitgehend manuskriptfreien Vortrag vor diesen zügig wechselnden sound- und clipunterstützten Projektionen auf- und abgingen. Ich erinnere mich an die bisweilen wechselseitigen Irritationen darüber, was eine wissenschaftliche Botschaft ist, oder an die nicht seltenen Diskussionen darüber, wie die „andere“ Gruppe mit empirischen Evidenzen umgeht. Ich erinnere auch die „Wir“-Gruppen-Bildungen nach den Dienstagskolloquien, wenn es bei Tisch um die Bestätigung ging, dass die eigenen disziplinen (und manchmal nationalen) Wissenschaftsstandards gar nicht so schlecht seien. Da ich in der deutschen wissenschaftspolitischen Landschaft zu Hause bin, hatte ich für derlei Abgrenzungsgespräche durchaus Verständnis, müssen „wir“ Geisteswissenschaftler uns doch gegenwärtig unentwegt mit den Zumutungen unpassender naturwissenschaftlicher Beurteilungsverfahren und Standards auseinandersetzen.

2. Nicht erwartet habe ich demgegenüber, dass selbst „westliche“ Geistes- oder Kulturwissenschaftler untereinander von einer disziplinären Wissenschafts-Koine weit entfernt sind. Gegenüber der in meiner Generation weitgehend unbefragten Gewissheit, mit den anderen westlichen Ländern in einem gemeinsamen methodologischen Diskussionsuniversum zu arbeiten, zeichneten sich, so scheint mir, in unserer Gruppe die nationalen Wissenschaftskulturen überraschend deutlich ab. Ich habe in diesem Jahr wohl am meisten dadurch gelernt, dass ich zumindest zwischen mir und fachlich nahen Kollegen aus westlichen Nachbarländern einen gemeinsamen „Diskussionsstand“ unterstellt habe, der tatsächlich nicht bestand.

Über weite Strecken des Jahres hat mich der Versuch beschäftigt, in der Mittelalterforschung eine Form historischer Semantik zu erproben, die dem in der Neuzeitforschung erreichten Stand gerecht wird. Meinen Dienstagsvortrag dazu habe ich sehr früh gehalten, und ich habe dann beinahe das ganze Jahr gebraucht, um die sehr unterschiedlichen Reaktionen auf mein Projekt zu bearbeiten. Viele ergaben sich daraus, dass in Deutschland die internationale Diskussion der Historischen Semantik in einer Weise beschrieben wird, von der die betroffenen Kollegen nicht unbedingt etwas wissen. Und ähnlich sah es in der umgekehrten Richtung aus: Jenen Referenztext der Methodendiskussion, der mehreren angelsächsischen Kollegen unabhängig voneinander nach meinem Vortrag zuerst einfiel – sucht man in deutschen Forschungsrückblicken vergeblich.

Mich haben diese immer wieder augenfälligen Missverständnisse in den Dienstagskolloquien bei der Arbeit an meinen eigenen Projekten besonders befördert, sie haben die Argumentationslinien und Aufmerksamkeiten bisweilen gründlich verändert.

3. Während ich die vieldisziplinäre und in jeder Hinsicht höchst disparate (dabei in hohem Grad friedliche und freundschaftlich gestimmte) Gesellschaft ebenso genossen wie wissenschaftlich genutzt habe, bin ich innerhalb wie außerhalb des Hauses mit immer neuen Aspekten der skeptischen Frage konfrontiert worden, ob die disziplinüberschreitenden Konversationen mit Entwicklungsbiologen, Psychologen, Juristen, Künstlern und so fort für „uns“ Geistes- oder Kulturwissenschaftler eigentlich mehr bringen als nur individuelle Bildungserlebnisse. Wie also steht es mit dem forschungspraktischen Niederschlag? Lohnt er den hohen institutionellen Aufwand?

Ich bestreite natürlich nicht, dass das räumliche Orientierungsvermögen von Wespen und Ameisen unüberbrückbar weit entfernt von meinen Interessen an kollektivem Bildwissen des 20. Jahrhunderts, vormodernen Verwandtschaftskonzepten oder mittelalterlichen Ordnungsemantiken ist. Selbst in einem weiteren Sinne (das Thema „Raum“ ist ja nicht ganz unmodisch im Moment) profitiere ich forschungspraktisch nicht von meinem nun gesammelten Wissen über Wespen.

Aber dies gilt nur für die Gegenstände der Vorträge. Die zuweilen sehr ungewohnten Versuchsaufbauten der mir fernen Wissenschaften – erwartungsgemäß jene der Naturwissenschaftler, weniger erwartungsgemäß auch jene mancher Philosophen – haben hohe forschungspraktische Relevanz. Viele Diskussionen in den Dienstagskolloquien drehten sich (auch dies war zu erwarten) letztlich um die Parameter der gedanklichen Versuchsaufbauten. Dabei war gerade die oft große Fremdheit des gebotenen Stoffes (bei gleichzeitigem sozialen Druck, nicht abzuschalten) eine Herausforderung, die zu methodischen Diskussionen drängte. Das „Man-kann-es-aber-auch-genau-andersherum-sehen“-Spiel funktionierte erstaunlich gut, gerade wegen der großen Distanz der Themen und Disziplinen. Mit Bewunderung habe ich Woche für Woche den Einsatz der Virtuosen dieses Gedanken-spiels erwartet.

Letztlich liegt der Gewinn der Plenumsdiskussionen zumeist im Epistemologischen. Ob man derartigen Gewinn für forschungspraktisch relevant halten mag oder nicht, kann etwas mit dem Stand der eigenen Arbeit zu tun haben. Ich hatte nicht vor, ein Projekt abzuschließen, vielmehr wollte ich meine neuen Projekte der kommenden Jahre in eine einigermaßen stabile und methodisch verlässliche Form bringen. Für eine solche Startphase

ist kaum etwas nützlicher als eine im Fachlichen und in den Wissenschaftskulturen so disparate Gruppe wie unser Jahrgang.

4. Vorhersehbar war schließlich die mehr oder weniger subtile Weltanschaulichkeit vieler akademischer Äußerungen. Sie fällt stärker auf, wenn die Wissenschaftskulturen zahlreicher sind. Wer nicht ganz hartgesotten ist, kann kaum vermeiden, dieses disparate Umfeld eines Wikojahrgangs als einjährigen Crashkurs disziplinärer oder wissenschaftskultureller Selbstbeobachtung zu nutzen. Selbst die methodisch und epistemologisch mit allen Wassern gewaschenen Fellows dürften genügend Stoff zur Selbstbeobachtung bekommen haben. Und dazu musste man nicht erst die Diskussionen am Ende des Jahres um den intellektuellen Umgang mit der Geschichte der Sklavenströme aus Afrika abwarten, die die lebensweltlichen Verwurzelungen der Forschungen offensichtlicher machten.

5. Insgesamt bin ich froh, nicht mit dem Ziel nach Berlin gefahren zu sein, ein (womöglich dickes) Buch zu beenden oder zu schreiben. Nicht nur Tischfußball und Tischtennis wären mir in die Quere gekommen. Das Wissenschaftskolleg scheint mir besonders förderlich zu sein für die Konzeptphase neuer Projekte, für jene Phasen, in denen man besonders offen ist für wissenschaftliche „Querschüsse“ – für Anregungen, Verunsicherungen und Anstiftungen zu Umwegen und neuen Pfaden. Das zwar nicht völlig ungesteuerte, aber doch etwas aleatorische Paddeln in einer Flut von Impulsen, die erstaunlichen Möglichkeiten, neue Anregungen sogleich intensiv mit verschiedenen Interessierten zu diskutieren und zu prüfen, waren für mich die ideale Situation, um meine Arbeit der nächsten Jahre gründlich zu strukturieren.

6. Gemessen an den zu Jahresbeginn vom *Staff* ausgegebenen Standards habe ich das Jahr nicht gut genutzt. Wie wohl alle Neuankömmlinge erfahren (und genügend ehemalige Fellows in ihren Berichten notiert haben), zeichnen sich ideale Fellows dadurch aus, dass sie nicht das tun, was sie sich vornehmen, sondern dass sie „etwas ganz anderes“ machen als geplant. Ich muss einräumen, dass ich weitgehend gemacht habe, was ich vorhatte.